Der Westen

Mitteilungsblatt der Arbeitsgemeinschaft „Der Westen“, bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin-von-Steinbach-Stiftung (hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V. und dem Bund Vertriebener aus Elsaß-Lothringen und den Weststaaten e.V.) sowie der Erwin-von-Steinbach-Stiftung

ISSN 0179-6100 E21949 Heft 1/2 2010 57. Jahrgang

Das Stadttheater von Straßburg (historische Fotografie)

Inhalt

Hans Pfitzner in Straßburg: 1907 bis 1917 (Teil 1) 2

Wissenschaftliches Kolloquium über Gottlieb Konrad Pfeffel 6

Deutsch-französische Zusammenarbeit? 7

Die Burgruine Frauenberg bei Saargemünd (Lothringen) 8

Buchempfehlungen 9

Impressum 13

Baron Georges Charles de Heeckeren d’Anthès und seine Vorfahren 14

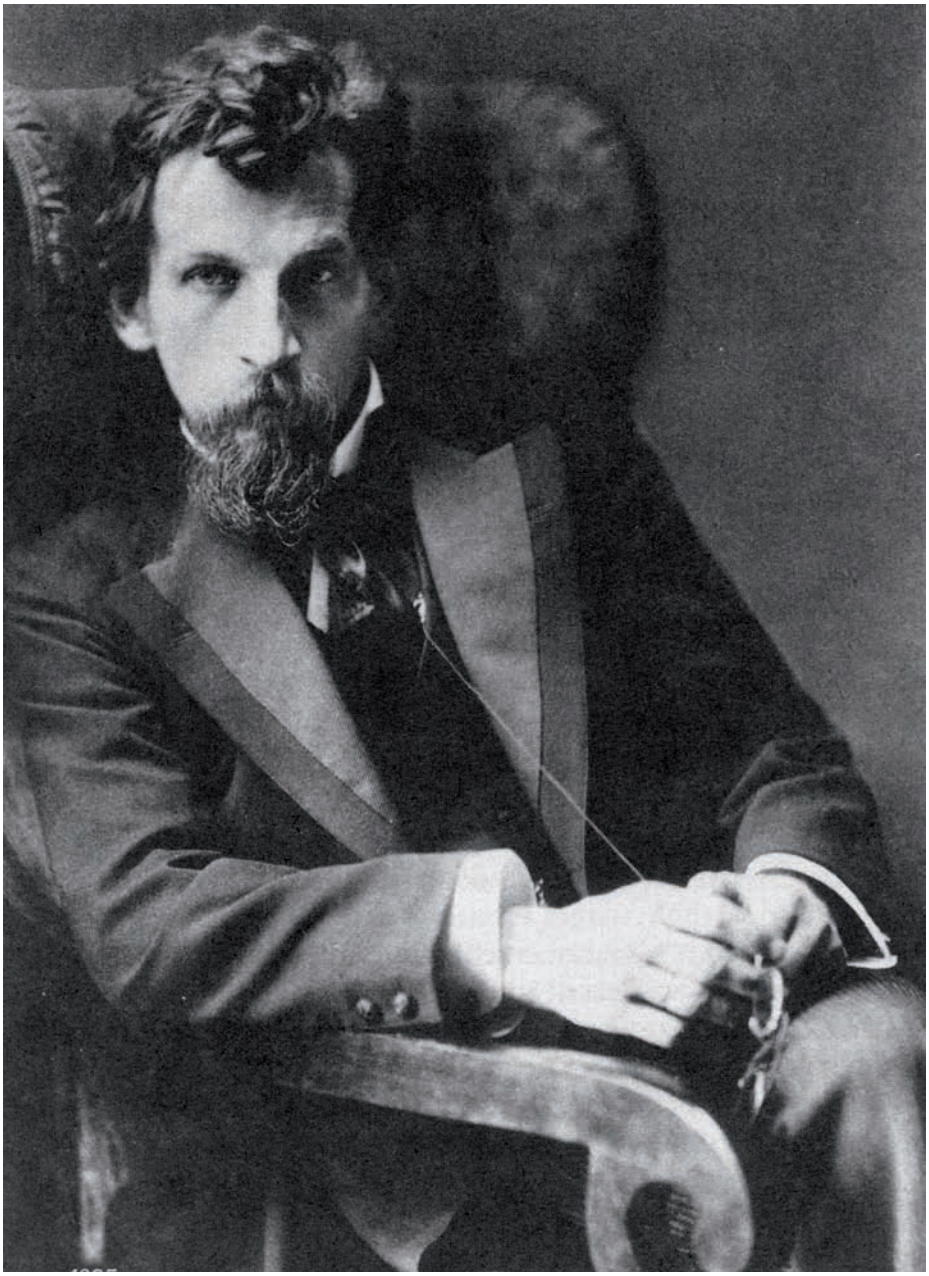
Der Straßburger Dichter August Ziegel 15

Geschichtliche Notizen aus dem protestantischen Kirchenbuch der freien Reichsstadt Münster

Hinüber und Herüber 16

Hans Pfitzner in Straßburg: 1907 bis 1917 (Teil 1)

von Gabriel Andres



Hans Pfitzner (um das Jahr 1907)

Als Franz Stockhausen, Direktor des Konservatoriums der Stadt Straßburg und der um 1875 eingeführten Abonnementkonzerte sowie des städtischen Orchesters von 1870 bis 1907, um seine Pensionierung eingab, sah sich das Straßburger Bürgermeisteramt einem regelrechten Sturm auf diese Ämter gegenüber. Schon 1906 – Stockhausen trat tatsächlich erst im Juli 1907 in Pension – gingen im Bürgermeisteramt Bewerbungsschreiben geradezu massenhaft ein. Der Verwaltung blieb in allen Fällen nur übrig, zurückschreiben, die Stelle sei noch gar nicht ausgeschrieben. Sie wurde tatsachlich auch erst am 15. September 1907 öffentlich ausgeschrieben, obwohl der zu Ernennende seinen Posten bereits am 1. Oktober 1907 antreten sollte!

Insgesamt meldeten sich etwas mehr als 50 Kandidaten; darunter befanden sich einige bedeutende Namen des damaligen deutschen Musiklebens. Auf der Grundlage dieses Andrangs schritt die Verwaltung zu einer ersten Auslese: Kandidaten über 50 und unter 30 Lebensjahren wurden ausgeschieden sowie solche, deren eingesandte Unterlagen einen Mangel an Erfahrung vermuten ließen. Trotz dieser strengen Kriterien blieben 18 Bewerber übrig. Diese teilte man nun in drei Gruppen ein, wohl um sich eine raschere und gründlichere Durchsicht ihrer Unterlagen zu ermöglichen.

In der ersten Gruppe befand sich der Elsässer Ernst Münch, in der zweiten Eduard Scharrer, der ebenfalls Elsässer war und den 1904 die Musiker der Berliner Philharmonie zu ihrem Leiter gewählt hatten. In der dritten Gruppe standen die Herren Dr. Haym und Seyfarth, die beide bereits zum Gast- und Probedirigieren nach Straßburg eingeladen worden waren. Eine zweite Auslese wurde am 19. Januar 1907 durchgeführt; danach standen immer noch zehn Kandidaten im Wettstreit.

Im selben Jahr war der Elsässer Rudolf Schwander als Nachfolger des „altdeutschen“ Otto Back zum Bürgermeister der Stadt gewählt worden. Schwander war ein eigenwilliger, klarsehender Charakter. Vor allem von ihm hing es ab, ob bei der Wahl von Stockhausens Nachfolger eine gute Wahl getroffen würde.

Am 16. März 1907 tagte die Überwachungskommission des Konservatoriums unter Schwanders Vorsitz, um zur Wahl zu schreiten. Es sei daran erinnert, daß die öffentliche Ausschreibung des Postens noch nicht erschienen war! Zu Beginn der Sitzung erklärte der Bürgermeister, nur drei Personen kämen in Frage: Ernst Münch, Dr. Haym und Seyfarth. Bei Münch hob Schwander lobend hervor: *„Er versteht das Volk für die Musik zu interessieren“*, stellte aber dann doch fest, daß Münch für die Stelle des Direktors des Konservatoriums nicht in Frage komme. So erging es auch den beiden anderen Kandidaten. Alle zusammengenommen hätten wohl das richtige Triumvirat abgegeben, doch kein einziger schien geeignet zu sein, den Anforderungen allein zu entsprechen. So ging auch die Kommission

auseinander, ohne daß eine Entscheidung getroffen worden wäre.
Da erfuhr die Straßburger Musikwelt einschließlich der Konservatoriumskommission am 1. Oktober 1907, daß zum neuen Direktor des Konservatoriums und des Straßburger städtischen Orchesters Hans Pfitzner ernannt worden sei. Etwas verschnupft darüber, nicht vor der Presse darüber benachrichtigt worden zu sein, drückte die Kommission der Verwaltung ihr Erstaunen und ihre Unzufriedenheit aus. Aber es war geschehen, und man kann Rudolf Schwander um so besser verstehen, als sich in den vorausgegangenen Tagen die Ereignisse überstürzt hatten und die Wahl, die er selbstherrlich getroffen hatte, tatsächlich die bestmögliche war.

Konservatoriumsdirektor, doch zuvorderst Theatermensch

Als noch junger Mensch kam Pfitzner, 1869 in Moskau geboren, vom Berliner Sternschen Konservatorium, wo er Komposition unterrichtete, nach Straßburg auf einen sehr verantwortungsvollen Posten. Er hatte seine Laufbahn am Konservatorium zu Koblenz begonnen und war dann Kapellmeister in Mainz gewesen. In Straßburg wurde er mit Begeisterung empfangen, am Konservatorium wie auch im Orchester, seibst die Kommission erwies sich bereit, ihn bedingungslos zu unterstützen. Bürgermeister Schwander hielt ihm die Treue bis zuletzt. Pfitzner lebte sich rasch ein, nachdem er seine anderweitigen Verpflichtungen erledigt hatte. Er wohnte den Sitzungen der Kommission bei, verhielt sich aber äußerst diskret und sprach erst, wenn er sachlich etwas beizusteuern hatte. Und das hatte er nun doch. Bereits am 11. Januar 1908 teilte er der Kommission seine Absicht mit, im Konservatorium eine Opernklasse einzurichten, womit sich die Kommission einverstanden erklärte. Weder er selber noch die Herren der Kommission konnten ahnen, daß er mit dieser Entscheidung den Grundstein zu einem Streit, der bald ausbrechen sollte, gelegt hatte.
Pfitzner war eben Theatermensch. Das galt nicht nur für sein Verhältnis zur Oper, sondern auch für seine Beziehung zum Schauspiel. Und es war undenkbar, daß Pfitzner als Konservatoriumsdirektor das Theater nicht berücksichtigen sollte. In seiner Absicht. eine Opernklasse einzurichten, trat bereits klar das Bedürfnis hervor, mit dieser Opernklasse dann auch in das Theaterleben einzugreifen und in Straßburg ein wirklich deutsches Theaterleben aufzubauen. Dennoch durfte die Opernklasse keine Konkurrenz zur Oper sein, sollte vielmehr eine Bereicherung, die Möglichkeit der Verbesserung des routinehaften Theater- und Opernbetriebs darstellen. Den Schülern der Opernklasse sollte eine Ausbildung zuteil werden, im Gesang ganz gewiß, aber auch in der Bühnengewandtheit, in der Mimik, schlechthin in allen Einzelheiten der Tätigkeit eines Opernsängers, und zwar in einer Qualität, wie man sie damals nirgendwo fand. Als Gegenleistung zu dieser bis aufs Feinste ausgeklügelten Ausbildung sollten die Schüler der Opernklasse bei Erstaufführungen im Opernchor, ja selbst in der Statisterie, gegebenenfalls aber auch in kleineren Rollen mitwirken. Das konnte nur zur Hebung der Opernvorstellungen beitragen. Als Grundprinzip der Opernklasse galt, daß sie nur solchen Schülern zugänglich sein sollte, die sich beruflich dem Operntheater verschreiben würden.
Pfitzner wollte ein ausgesprochen deutsches Operntheater im besten Sinn des Wortes schaffen – und hat auch darauf hingearbeitet. Hat er doch auch gerade in Straßburg seinen „Palestrina“ komponiert, die letzte große spätromantische deutsche Oper. In seiner Eigenschaft als Konservatoriumsdirektor sah er die Möglichkeit begründet, dieses deutsche Operntheater zu schaffen. Das sollte ihn keineswegs daran hindern, ein gewissenhafter Konservatoriumsdirektor zu sein. Von seinen Schülern wurde er geradezu vergöttert. So trieb er sein Projekt mit unverminderter Energie voran. Er wollte das Opernleben von Grund auf neu gestalten – in einem Geiste, der auch Karajan bei dem beseelte, was er rund fünfzig Jahre später mit gewiß viel bedeutenderen materiellen Mitteln in Salzburg zustande brachte. Pfitzner war ein Neuerer, und Neuerer haben immer erst viel später recht.
Schon sein Vorgänger, der Gründer des Straßburger Konservatoriums, Hasselmans, hatte sich mit dem Gedanken der Schaffung einer Opernklasse getragen, da er gleichzeitig Kapellmeister am Theater war.

Die Opernklasse tritt in Funktion

Eine Schülerin dieser Opernklasse, Nini Simon-Metz – sie ist vor etwa zehn Jahren hundertjährig gestorben –, erinnerte sich 1977 noch recht gut an diese Jahre: *„An die Opernklasse, in der sich Julius Gless, Alfred Waas und Suzanne Ducas befanden, angeschlossen war die Dirigentenklasse mit Ernest Münch, Louis Gava und Heinrich Boell, ein Vetter der Münch. Wir waren damals so ungefähr die einzigen Elsässer. Die Dirigentenschüler mußten uns manchmal am Klavier begleiten. Pfitzner konnte sehr ironisch sein, das war seine einzige Strenge!“*
Bereits am 20. März 1909 schrieb Pfitzner an die städtische Verwaltung: *„In der zweiten Hälfte des Monats Mai beabsichtige ich mit der Opernklasse und Schauspielklasse des städtischen Conservatoriums zwei Theateraufführungen und zwar eine Opernvorstellung unter meiner Leitung und eine Schauspielvorstellung unter der Leitung des Herrn Maurenbrecher gegen Einladung zu veranstalten […] Im Interesse des Conservatoriurns liegt es, daß derartige, größere Veranstaltungen stattfinden, daß auch auswärts bekannt wird, was die Anstalt zu leisten vermag.“*
Daß solche Exerzitien den Leuten am Theater nicht besonders behagten, kann man sich lebhaft vorstellen, um so mehr als beispielsweise der erste Kapellmeister am Theater, Albert Gorter, ein ausgezeichneter Musiker, vor Pfitzners Ernennung vergeblich versucht hatte, die Stelle eines Generalmusikdirektors der Stadt zu erhalten. Die Aufführungen der Konservatoriumsschüler ernteten einen schönen Erfolg. Von den *„antimusikalischen Angelegenheiten wie Conservatonium etc.“* erholte sich Pfitzner durch Dirigieren und Komponieren. Sein „Christelflein“ hatte am 5. Dezember 1908 das Herz der Opernbesucher erobert; bei der Aufführung stand der Komponist am Pult. Der Himmel schien für die Zukunft voller Baßgeigen zu hängen. Auch auswärtige Konzerte in Leipzig, Wien, München brachten dem Komponisten und Dirigenten beglückende Stunden. Das Experiment der Schülervorstellungen wurde 1910 wiederholt. Nun forderte Pfitzner, da Albert Gorter nach Mainz gegangen war, für sich eine Stelle an der Straßburger Oper. Und er wurde zum Operndirektor ernannt, was es

bisher am Stadttheater nicht gegeben hatte. Als solcher war er fortan für das Operntheater alleinverantwortlich, da der bisherige Theaterdirektor, Maximilian Wilhelmi, Schauspieier von Haus aus, zum Intendanten befördert worden war. Nun hatte Pfitzner an der Oper freie Hand. Bei seiner Ernennung zum Operndirektor hatte er auf jede Vergütung verzichtet, so sehr war er von seinem Projekt eines deutschen Operntheaters besessen.

Die Saison 1910/1911 brachte neue Erfolge, sowohl am Theater mit Pfitzners „Armem Heinrich“ als auch im Konzertsaal. Doch während für seine Arbeit als Direktor des Orchesters die Begeisterung anhielt, wurde seine Tätigkeit an der Oper mit zusehends kritischer werdendem Auge verfolgt. Für die Saison 1911/1912 hatte er seine Oper „Der arme Heinrich“, die an deutschen Opernhäusern eher ein bescheidenes Dasein führte, erneut auf den Spielplan gesetzt. Es war zwar verständlich, daß er zur Einstudierung dieses Werkes etwas zahlreichere Proben, als es üblich war, ansetzte. Doch schon wurden Beschwerden aus dem Orchester und von seiten der anderen Kapellmeister laut. Sie wurden sogar so vernehmlich, daß am 20. März 1912 Bürgermeister Schwander seine Kollegen im Gemeinderat beruhigen mußte: *„Ich brauche hier keinen Hehl daraus zu machen, wie hoch ich Herrn Pfitzner schätze. Ich schätze ihn als einen genialen Musiker und ganz ausgezeichneten Operndirigenten. Das heißt aber noch lange nicht, daß ich alles billige, was er tut.“* Das war ein ehrlicher Versuch, diplomatisch in der Affäre Stellung zu nehmen.

Die Aufführung des „Armen Heinrich“ machte gerade auf diejenigen, die musikalisch tief zu empfinden wußten, einen ganz starken Eindruck. Albert Schweitzer schrieb, nachdem er in Straßburg den „Armen Heinrich“ gesehen und gehört hatte, unter dem Datum des 10. Januar 1911 aus Günsbach an Pfitzner: *„Ich brauchte zwei Tage Waldeinsamkeit, um mich von der Erschütterung zu erholen, die ich beim Anhören Ihrer Musik durchmachte. Ihr Armer Heinrich war für mich das größte musikalische Erlebnis nach dem ersten Bekanntwerden mit Tristan und Isolde. Er hat auf mich elementarer gewirkt als Parsifal. Das liegt wohl auch am Stoffe selber, der den Gedanken der Erlösung von Mensch zu Mensch in viel natürlicherer Form bringt als der, den Wagner erkor. Ich vermag meine musikalischen Empfindungen noch nicht zu analysieren. Nur so viel fühle ich, daß mich der ungeheure Ernst und die geniale Schönheit Ihrer Kunst ergriffen haben. Aus Straussens Salome stürzte ich krank hinaus, keine zehn Pferde bringen mich wieder hinein. Ihren Armen Heinrich werde ich nie genug hören können. Endlich wieder wahre und vornehme Themen, Bewußtsein der Tonalität, großer Zug in der Modulation … Kunst, keine Mache.*

Auch die Art, wie Sie die Handlung sich ohne Überstürzung, aber auch ohne Aufdringlichkeit in der Musik ausleben lassen, erinnere ich mich so außer bei Wagner nie gefunden zu haben.

Sie müssen sehr glücklich sein, den Menschen so große Kunst bieten zu können … und so viel noch in sich zu tragen, was Sie noch zu geben haben.

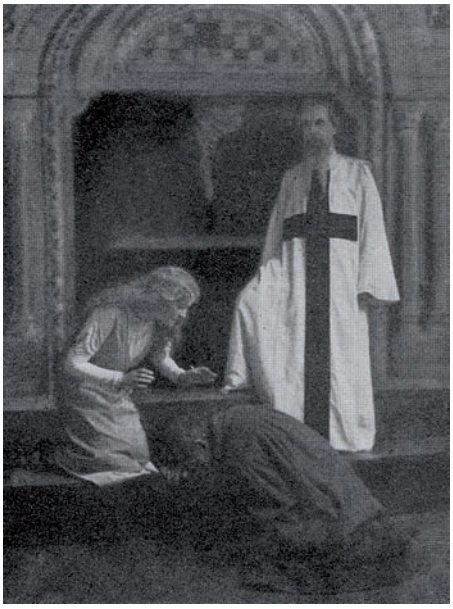
Auf meine Frage erklärte mir Louis, daß über Sie noch nicht Zusammenhängendes auf französisch erschienen ist. Ich werde im Frühjahr mir einige Tage zusammenstehlen, um für eine mir zugängliche größere Musikzeitschrift Frankreichs einen Überblick über Ihre Kunst und Ihr Schaffen zu geben, so gut ich es vermag.

Mit vielem Dank für die unvergeßlichen Stunden Ihr Albert Schweitzer“

(Der von Schweitzer angekündigte Aufsatz scheint nicht zustande gekommen zu sein, was bedauerlich ist.)

Das Gewitter zieht sich zusammen

Schlimmer wurde es während der Saison 1913/14. Der Intendant Wilhelmi war in Pension gegangen, und an seine Stelle trat Anton Otto. Am 12. Dezember 1913 stand in der „Straßburger Bürgerzeitung“ bezüglich der Rollenbesetzung in Wagners „Parsifal“: *„Auch sehen wir nicht ein, warum man, wenn man einen stimmlich glänzenden Tenor wie Herrn Bischoff besitzt, des Vergnügens*



Szenenbild aus dem 3. Aufzug des „Armen Heinrich“, Münchner Aufführung 1911 mit Straßburger Kräften. Die Aufnahme wurde nach der Vorstellung für den Fotografen gestellt. Der Heinrich auf diesem Bild ist Pfitzner selbst, der dabei den schon abwesenden Sänger der Titelrolle „vertrat“.

beraubt werden soll, diesen Sänger an der Stätte seines Wirkens, in den schönsten und schwierigsten Rollen, die es überhaupt gibt, zu hören. Wir Theaterbesucher bezahlen das teuere Eintrittsgeld und verlangen deshalb auch, daß eine Oper so gut gegeben wird, wie es mit den derzeitigen Kräften möglich ist.“ Unterschrieben: *„ein ständiger Theaterbesucher im Auftrage und Namen vieler.“* Am selben Tag stand in den „Neuesten Nachrichten“: *„Das Straßburger Theater, das der Stadt Geld genug kostet, ist dazu da, dem Publikum mit durchaus vollwertigen Leistungen zu dienen, oder es hat kein Recht, vollwertige Preise für die Plätze zu verlangen. […] Das prägt sich dadurch aus, daß die vollwertigen Dirigenten im Zuschauerraum sitzen und ein Anfänger das Orchester leitet.“* Der Schreiber dieser Zeilen bemängelt auch die Bescheidenheit des neuen Intendanten: *„Sonst müßten wir doch etwas wahrnehmen von dem Walten des Herrn Otto, der bekanntlich anderswo, zum Beispiel in Kiel, gezeigt hat, daß er mit der Oper ebenso gut Bescheid weiß wie mit dem Schauspiel. […] Wo steckt eigentlich der Intendant?“*

Der Intendant „steckte“ in Berlin, von wo aus seine Stellungnahme bei den „Neuesten Nachrichten“ einlief, wo sie am 15. Dezember erschien: *„Herr Operndirektor Dr Hans Pfitzner hat bei dem Intendantenwechsel die Vollmacht der alleinigen Besetzung der Oper erhalten, das heißt er bestimmt, welche Opern überhaupt gespielt werden, wer sie dirigiert und wer darin beschäftigt ist. Ich nehme an, daß Herr Direktor Pfitzner sich inzwischen schon der Öffentlichkeit gegenüber*

zu dieser Verantwortlichkeit bekannt hat.“ Hans Pfitzner überließ es dem Bürgermeisteramt, sich zu dieser Erklärung zu äußern. Diese Äußerung erschien am 16. Dezember in derselben Zeitung: *„1. Der Operndirektor Dr. Hans Pfitzner hat nicht erst von Beginn dieser Spielzeit an, sondern seit Eintritt in sein Amt, im Jahre 1910, die Oberleitung der Oper inne. 2. Dieser Sachverhalt ist Herrn Otto bereits bei seiner Bewerbung amtlich bekannt gegeben worden. 3. Herr Dr. Pfitzner hat die aus seinem Amt sich ergebenden Verantwortungen auch stets allen Seiten gegenüber getragen, es war ihm dies um so leichter, als sich unter seiner Leitung die Oper künstlerisch und finanziell in aufsteigender Linie entwickelt hat.“*

Eine Revolution im Opernbetrieb

Was die Leistungsfähigkeit bei Aufführungen großer Opern in Straßburg und wahrscheinlich an den meisten Bühnen im damaligen Europa anbelangt, können wir uns in etwa beim Lesen eines Zeitungsberichts zu einer Straßburger „Rheingold“- Aufführung in der Spielzeit 1907/08 ein Bild machen: *„Eine Rheingold-Aufführung ohne szenisches Mischgeschick gehört bei uns schon lange ins Reich der Fabel. Diesmal aber ward gar zu oft die Lachlust der Zuschauer erregt, mit welchem Erfolg für die poetische Stimmung kann man sich ungefähr denken. Gleich zu Beginn fiel da ein Felsenriff mitten im Rhein um und eine nackte Treppenleiter ward sichtbar, auf der Alberich höchst gemütlich emporkletterte; dann wollte sich das Gold nicht rauben lassen und der böse Albe hätte beinahe den ganzen Felsen mitnehmen müssen. […] sehr fidel war es, als aus dem unförmlichen Leibe des Lindwurms, in den sich Alberich verwandelt, ein echt steckelburgisch besockter Menschenfuß hervorstreckte, die Vorstellung erweckend, daß besagter Lindwurm vorher seine Abendmahlzeit am Kleberplatz gehalten […]“* (zitiert nach: Walter Abendroth: Hans Pfitzner, München 1935).

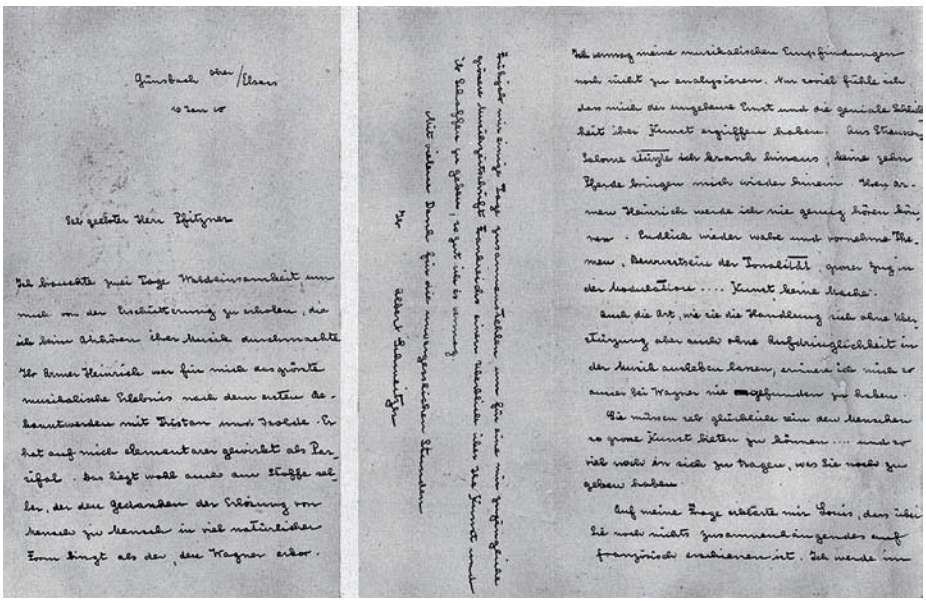
Da kam nun Pfitzner und wollte an der Oper mit deren Personal und mit seiner Opernklasse Werke herausbringen mit peinlichster Genauigkeit in allen Bereichen und in perfektem Zusammenklang von Musik, Handlung, Bild, wovon bisher kaum jemand einen Begriff gehabt hatte. Zwangsläufig mußte eine derartige Revolution Probleme aufwerfen und gegebenenfalls eine Polemik auslösen. So waren denn auch die Ansichten über Pfitzners Wirken geteilt. In der „Straßburger Bürgerzeitung“ konnte man am 16. Dezember 1913 lesen: *„Nachdem Herr Hofmüller und meines Erachtens nicht ohne Erwägung des darstellerischen Äußeren, das ihn zu der Parsifal-Rolle bestimmt, ausersehen worden ist, sollte nicht eine Kampagne heraufbeschworen werden, die sich auf das stimmliche Plus an Kraft des Herrn Bischoff stützt.“* Unterschrieben: *„ein Künstler und Kunstfreund.“* Auch in diesem Fall ließ die Stadtverwaltung die Presse wissen: Hofmüller *„sei keine Kraft zweiten Ranges, sondern eine Kraft ersten Ranges, der Parsifal sehr gut paßt.“*

Schon am 19. Dezember griff die „Straßburger Freie Presse“ wieder an und schrieb: *„Es war vorauszusehen, daß es so kommen mußte, als der jetzige Gemeinderat den Herrn Konservatoriumsdirektor auch zum Operndirektor machte. Das war ein Mißgriff, wie er schlimmer nicht gedacht werden konnte. Und notwendig wäre es, diesen Mißgriff recht bald wieder gutzumachen, soll nicht das Stadttheater, dieses Sorgenkind unserer Verwaltung, ungeheuren Schaden erleiden.“*

Die „Neuesten Nachrichten“ hieben am selben Tag in die gleiche Kerbe, indem sie betonten, daß *„gegenüber den mannigfachen Strömungen und Reibereien hinter den Kulissen der Intendant Otto als bewährter Theaterfachmann und Praktiker hier gehalten werden muß, selbst auf die Gefahr hin, auf die Tätigkeit des Herrn Pfitzner, die leider, trotz allen Fleißes, oft recht falsche Wege ging, wenn auch mancher Abend, gewöhnlich nach vielen Wehen, gelang, verzichten zu müssen. Wir brauchen einen Leiter […] der, infolgedessen, gar nicht auf den Gedanken kommen kann, allerlei Privatkunstansichten zu verwirklichen, deren Durchführung nur privaten Spezialtheatern, wenn sie die nötigen Millionen dazu zu verpulvern haben, möglich ist.“*

Das hieß die Stadtverwaltung vor die Alternative stellen, entweder den einen oder den anderen der Herren, Otto oder Pfitzner, zu feuern. Dazu schrieb die „Neue Zeitung“, ebenfalls am 19. Dezember: *„[…] weil man allgemein weiß, daß zwischen ihm [Otto] und Pfitzner, dessen Genialität wir gewiß stets mit besonderem Nachdruck hervorhoben, fortwährend Meinungsverschiedenheiten bestehen, und wer einen genauen Blick hinter die Kulissen und ins Orchester wirft, wird hören, daß eine allgemeine Unzufriedenheit gegen Pfitzner Platz greift.“*

Einen Tag später, am 20. Dezember 1913, kam die „Freie Presse“ auf den obenerwähnten Mißgriff zurück und drückte ihr Bedauern über die Haltung der Stadtverwaltung aus: *„Hans Pfitzner ist nun mal persona gratissi-*



Brief Alber Schweitzers anläßlich der Straßburger Erstaufführung des „Armen Heinrich“. Die Jahresangabe 1910 im Datum beruht auf einem ein Irrtum Schweitzers; es muß 1911 heißen.

ma in der Brandgasse [damals Sitz der Stadtverwaltung].*“* Ein am selben Tage in der „Straßburger Post“ veröffentlichter Bericht zur Lage klang wie die Stimme der Vernunft: *„Wir sind nun, wie in allem und jedem im Elsaß, auch in Theaterdingen, in viele kleinen und kleinste Gruppen gespalten, von denen jede einzelne und nicht immer mit ehrlichen Mitteln für ihre Interessen einzutreten sucht und dabei alle höheren Gesichtspunkte, vor allem das friedliche Zusammenwirken aller notwendigen Faktoren, unbeachtet läßt oder doch stark zurückstellt. Als Gorter seinerzeit von Straßburg fortging und Dr. Pfitzner mit der Gesamtleitung der Oper betraut wurde, nicht etwa als Nachfolger Gorters, sondern in einer ganz neu geschaffenen Stellung, übte ein Teil der zurückgebliebenen Gorter-Freunde unablässig und oft in der hämischsten Weise an Pfitzners Wirkung Kritik und suchte dem genialen Künstler, der neue Ideen und starke Anregungen in das Straßburger Opernleben brachte, den Weg so schwer wie möglich zu machen. Unablässig tauchten auch dann Gerüchte von Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und dem inzwischen verstorbenen Wilhelmi auf. […] Was man gegenwärtig in gewissen Kreisen will, ist nicht mehr und nicht weniger als ein Ausscheiden Pfitzners; zu diesem Zweck wirft man ihm alles Mögliche und Unmögliche vor. Was er unserer Oper gebracht hat, ist so gut wie vergessen.“*

Am 22. Dezember nahmen die „Neuesten Nachrichten“ wieder klar Stellung gegen Pfitzner: *„Es gibt Kreise, die mit dem Operndirektor einen Kultus treiben, über den Richard Wagner im Elyseum geradezu neidisch werden könnte. […] Wir sind vollkommen unabhängig und frei, und deshalb lassen wir uns auch keinen Heros vorzaubern, wo keiner ist. Selbst die bisher unangetastete künstlerische Persönlichkeit des Operndirektors wurde nun angegriffen: Lohse und Gorter waren weit bessere Dirigenten und hatten es nicht nötig, das Orchester mit ungezählten Proben zu ermüden und abzuhetzen. Wir haben ein sehr gutes Orchester, das so viele Proben für sich durchaus nicht nötig hat“* (Am 23. Dezember in der „Post“).

Am selben Tag bemerkte die „Freie Presse“ noch etwas boshafter: *„Pfitzner ist nach Straßburg an die Leitung des Konservatoriums berufen worden, um das er sich aber nicht kümmert und nie gekümmert hat.“*

(Fortsetzung folgt in Heft 3/4 2010)

Wissenschaftliches Kolloquium über Gottlieb Konrad Pfeffel

Am 1. Mai 2009 hat sich der Todestag des Colmarer Dichters Gottlieb Konrad Pfeffel zum 200. Male gejährt (siehe dazu den Beitrag über das Colmarer Pfeffeldenkmal in Heft 1/2/ 2009 dieser Zeitschrift, Seite 4). Deshalb hatten Wilhelm Kuhlmann (Germanistisches Seminar der Universität Heidelberg) und Achim Aurnhammer (Deutsches Seminar der Universität Freiburg) für den 4. und 5. Mai 2009 zu einem Kolloquium nach Freiburg im Breisgau eingeladen. In mehreren Vorträgen wurde an das Schaffen des Spätaufklärers Gottlieb Konrad Pfeffel und seine Wirkung auf die Lande am Oberrhein erinnert. Der früh erblindete Pfeffel hat unerachtet seiner Behinderung in Colmar eine protestantische Erziehungsanstalt gegründet, die Schüler aus Deutschland, Frankreich und anderen Ländern Europas anzog und aus der bedeutende Persönlichkeiten hervorgingen. Auch spätere wichtige französische Militärs befanden sich unter den Schülern Pfeffels – eigentlich Grund genug, daß französische Einrichtungen der Einladung zum Kolloquium hätten Folge leisten können. So aber spielte sich das Treffen in Freiburg innerdeutsch ab, und das obgleich Pfeffel aus dem Französischen und ins Französische übersetzt hat, somit ein wichtiger Vermittler zwischen deutschem und französischem Lesepublikum war. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zählte Pfeffel zu bekanntesten deutschsprachigen Dichtern, mehrbändige Werksammlungen erschienen damals. Er zählt zum kulturellen Erbe der Oberrheinlandes und seines „Bardenhains“ und hat es verdient, daß man sich seiner erinnere. Ein Beispiel aus Pfeffels ironischen, oft satirischen „Poetischen Versuchen“:

Das Johanneswürmchen

Ein Johanneswürmchen saß
Seines Demantscheins
Unbewußt im weichen Gras
Eines Bardenhains.

Leise schlich aus faulem Moos
Sich ein Ungethüm,
Eine Kröte, her und schoß
All ihr Gift nach ihm

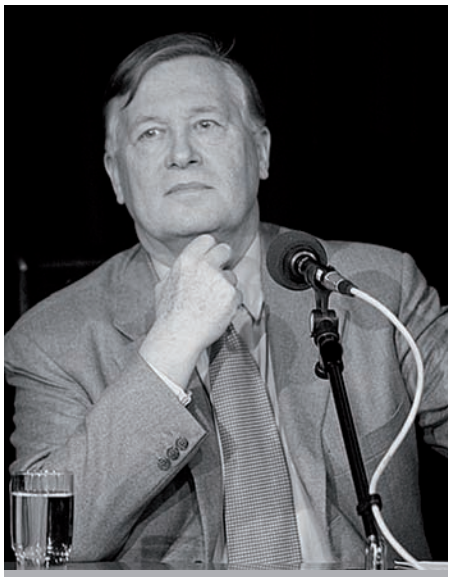
Ach was hab ich dir gethan?
Rief der Wurm ihr zu.
Ey, fuhr ihn das Unthier an,
Warum glänzest du?

Einem Aufklärer am Oberrhein – diesem Aspekt des Dichterlebens und seines Nachwirkens – galten die Vorträge: Pfeffel und Beethoven: „Der freie Mann“. Zur Ästhetik des politischen Liedes (Günter Schnitzler, Freiburg); Pfeffel und Johann Georg Jacobi: Eine Dichterfreundschaft am Oberrhein um 1800 (Achim Aurnhammer, Freiburg); Pfeffels Kant-Rezeption: „Das kritische Prinzip der reinen Stiefellehre“ in „Der Major und der Schuster“ (Hanna Klessinger, Freiburg); Die Ruhe der Vernunft: Aufklärungskritik in Pfeffels „Briefen aus der französischen Schreckensepoche“ (Philipp Riedl; Freiburg); Pfeffels Andenken an Fénélon: Facetten und Kontexte (Björn Spiekermann, Heidelberg); Pfeffel als Epigrammatiker (Hermann Wiegand, Mannheim); Pfeffel und sein Kreis in der Perspektive eines reichsdeutschen Elsässers – Zu Friedrich Lienhards Erfolgsroman „Oberlin“ 1910 (Wilhelm Kuhlmann, Heidelberg); Pfeffels Reise nach Mannheim: Eine politische Reiseskizze (Volker Hartmann, Heidelberg); Victorine, eine savoyardische Novelle (Lea Marquart; Karlsruhe); Pfeffels Verdienste um die Rückgewinnung der 1796 von der Revolutionsarmee in Freiburg beschlagnahmten Altartafeln (Walter Erich Schäfer, Baden-Baden), vgl. dazu den Beitrag von Walter E. Schäfer in Heft 1/2 2009 dieser Zeitschrift, Seite 2 f.

Martin Ruch

Deutsch-französische Zusammenarbeit?

Am 4. Februar 2010 gaben Bundeskanzlerin Angela Merkel und Staatspräsident Nicolas Sarkozy nach einer gemeinsamen Tagung der beiden Regierungen eine Reihe von Maßnahmen bekannt, die zu intensiverer Zusammenarbeit der beiden Staaten führen sollten. Unter den verschiedenen Punkten, die dabei gestreift wurden, seien hier die folgenden erwähnt: Die den siebenzwanzig gemeinsame wirtschaftliche Ausrichtung, die Reform (gemeint ist wohl: die Sanierung) des internationalen Finanzsystems, die Möglichkeit, einem Minister des jeweils anderen Landes in einer Regierungssitzung das Wort zu erteilen.
Weit davon entfernt, sich über solche gute Vorsätze nicht zu freuen, möchten wir im Elsaß doch zu etwas mehr Bescheidenheit und Realismus mahnen. Wie der bekannte Politologe Alain Duhamel unlängst in einer Chronik unterstrich: Europa versumpft, weil Paris und Berlin ihm nichts zu bieten haben. Und da wäre doch von Wichtigkeit, daß der für zwei Jahre gewählte „Präsident“ der EU, van Rompuy, als einziger Wortträger und Vertreter der EU von unseren beiden Staatsregierungen restlos und kompromißlos unterstützt würde. Das wäre Zusammenarbeit im reinsten Sinne des Wortes.
Leider bleiben auch der Krise gegenüber, in der wir noch tief stecken, unsere beiden Staaten ungenügend aktiv. Die alte Strategie: „Getrennt marschieren, vereint schlagen!“ hat hier keine Gültigkeit mehr. Heute heißt es: „Vereint marschieren und vereint schlagen!“ Es ist nie zu spät, etwas besser zu machen.
In Straßburg und in der Ortenau tut sich auch ein bißchen was. Am selben 4. Februar wurde der sogenannte Europa-Distrikt Straßburg-Ortenau aus der Taufe gehoben. In einer Sitzung, an der Vertreter von Staat, Region und Land teilnahmen, wählte sich diese grenzüberschreitende Gemeinschaft einen Präsidenten in der Person des Straßburger Bürgermeisters Roland Ries sowie einen Vizepräsidenten in der Person des Landrats des Ortenaukreises.
Die vorläufigen Tätigkeitsgebiete des Distrikts betreffen die öffentlichen Verkehrsmittel, den Umweltschutz, das Gesundheitswesen, den Tourismus sowie Sprache und Kultur. Das umfaßt einen recht weiten Tätigkeitsbereich, und es könnte einiges getan werden, was den Menschen auf beiden Seiten des Rheins zugute käme. So soll in absehbarer Zeit das Streckennetz der Straßburger Straßenbahn bis nach



Alain Duhamel: „Europa versumpft, weil Paris und Berlin ihm nichts zu bieten haben.“

Kehl ausgeweitet werden. Und warum nicht bis nach Offenburg? Ein kleiner Schritt, gewiß, aber mit vielen kleinen Schritten kommt man auch weit, vielleicht sogar weiter als mit großen Schritten, die nur geplant, aber nie verwirklicht werden.
Nur so dürfte Europa einmal etwas anderes werden und sein als ein Mythos und ein grenzüberschreitender Supermarkt.

Die Sprachenfrage

Was uns im Elsaß vordergründig interessieren dürfte, ist ein konsequenter und erfolgreicher Ausbau der Zweisprachigkeit, jetzt da der Anfang gemacht ist, wonach die Entwicklung aber leider bald ins Stocken geraten ist. Der Schulbeginn des Jahres 2010 wird in der Stadtgemeinschaft bereits vorbereitet. Laut Rektorat soll der zweisprachige Unterricht insofern bevorzugt werden, als die Aufhebung von Schulklassen angeblich nur den einsprachigen Unterricht betreffen soll. Aber selbst bei einsprachigem Unterricht ist die Aufhebung von Schulklassen, hüben wie drüben, ein Unsinn. Die zweisprachigen Schulklassen werden also beibehalten; ihre Zahl könnte sogar vermehrt werden. Da hier vorerst nur von Plänen die Rede ist, ist vorsichtige Zurückhaltung angebracht, von Plänen, in denen die sogenannte europäische Schule – die besonders für Kinder der Beamten und der Gewählten in den europäischen Einrichtungen vorgesehen ist – einen Teil der vorgesehenen Posten (3 von 7) für sich in Anspruch nimmt. Das bedeutet, daß der vom Rektorat zum Sprachunterricht verbreitete Optimismus zumindest wesentlich gedämpft werden muß. Wir sind noch sehr weit von einem allgemeinen zweisprachigen Unterricht entfernt, auf den das Elsaß Anspruch erheben kann, der in der französischen Staatsverfassung vorgesehen und gewährleistet ist und der zur Zusammenarbeit unserer beiden Staaten bedeutend beitragen könnte. Alles andere sind nur Gedankenspiele.

ga

Kinderreime aus dem Elsaß

Äne düne Tentefaß
gang en d´Schual un ler die Sach
un wenn die Sach geleret hasch
so komm zua mer un sag mer das
A e i o u
Großer Esel besch du

Einige beinige Hosaknopf
D´r Pascha isch a armer Tropf
hat ka Zucker im Kaffeeka(nn)
Muaß a bitter Mul drfu (davon) han

Adam esch in Garten ganga
wieviel Vögele hat er g´fanga?
eins, zwei, drei
und du bist frei

Aine daien dumme Käth
wemmer metze hammer Speck
wemmer backe, hammer Brot
wemmer sterbe, sammer tot

Die Burgruine Frauenberg bei Saargemünd (Lothringen)

Die Mauern liegen nieder,
Die Hallen sind zerstört.
(Ludwig Uhland)

Die sechs Kilometer nördlich von Saargemünd/Sarreguemines gelegene Burg Frauenberg ist die einzige noch vorhandene mittelalterliche Burgruine im Tal der Blies und in der Region Saargemünd–Saaralben. Um sie vor dem Verfall zu retten, wurde im Jahre 2004 die Vereinigung „Association pour la Sauvegarde du Château et du Patrimoine de Frauenberg“ gegründet.

Die Burgruine in der heutigen Zeit

Römische Funde (eine Bronzestatuette, Silber- und Bronzemünzen, Ziegel, Scherben und ein Bronzelöffel) in der Nähe des Schlosses weisen auf frühe Besiedlung hin. Die Burg dürfte gegen Ende des 13. Jahrhunderts oder zu Beginn des 14. Jahrhunderts erbaut worden sein. Die erste schriftliche Erwähnung stammt aus dem Jahre 1371. Damals waren Burg und Herrschaft Frauenberg im Besitz der Brüder Friedrich und Jakob von Sierck. Die reichsunmittelbare Herrschaft Frauenberg umfaßte Schloß und Dorf Frauenberg (das zunächst Lenterdingen hieß) sowie Anteile am Hof Buschbach bei Forbach, an Wittringen und Blies-Ebersingen, an Bliesmengen und Bliesbolchen. Nach dem Aussterben der männlichen Linie des Hauses Sierck (1492) kam die Herrschaft Frauenberg an die Linie Leiningen-Rixingen und 1552 an die Grafen von Eberstein.

Im Dreißigjährigen Krieg hatte die Gegend vor allem während der Schwedenzeit schwer zu leiden. Das Dorf Lenterdingen wurde 1633 zerstört. In die von der Herrschaft verlassene Burg Frauenberg zog brandschatzendes Gesindel, das nur auf Raub aus war. Um dem ein Ende zu bereiten, wurde die Burg auf Befehl Richelieus 1637 vom Marschall de la Force geschleift. Reste der Türme blieben stehen.

1686 verkaufte Friedrich August, Herzog von Württemberg-Neuenstadt, Gatte von Albertine Sophie Esther von Eberstein, der letzten aus dem Geschlecht der Grafen von Eberstein, die Burg Frauenberg und den größten Teil der Herrschaft an Jean-Daniel de Merlin, der das Schloß teilweise wieder aufbaute, um dann darin zu wohnen. Auch das Dorf entstand von neuem und erhielt nun den Namen Frauenberg. 1755 wohnten dort 27 Familien.

Der verfallene Bergfried

Auf die Familie de Merlin folgte 1711 im Erbgange die Familie d’Aubéry und 1783 durch Kauf der französische Minister Charles Gravier Comte de Vergennes (1717–1787), Baron von Wölferdingen. Von 1784 bis 1789/90 konnte Nicolas Villeroy in einem Teil des Schlosses eine Fayence-Fabrik betreiben; die Herstellung wurde aber 1789 in das säkularisiserte Kloster Wadgassen verlagert.

In der Revolutionszeit wurde der ganze Besitz Frauenberg als Nationalgut

Historische Darstellung der Ruine

eingezogen und sollte 1794 verkauft werden. Nachdem sich zunächst kein Interessent gefunden hatte, erwarb 1795 Mathis Calis, ein Landwirt aus Frauenberg, das Schloß mit Nebengebäuden und Gärten; in dessen Familie blieb der Besitz bis 1905. Den Rest ersteigerten mehrere Einwohner Frauenbergs und umliegender Ortschaften.

1820 wurde der Bergfried zum Steinbruch für alle Erben von Mathis Calis bestimmt. Um den ehemaligen Herrensitz vor völligem Verfall zu retten, wandte sich Abbé Thilmont, ein Angehöriger der Familie, 1905 an den Saargemünder Archäologen Emil Huber. Dieser kaufte daraufhin die Ruine von dem damaligen Eigentümer Rausch und schenkte sie dem lothringischen Geschichtsverein (heute Société d’Histoire et d’Archéologie de Lorraine). 1906 bis 1908 wurde der Bergfried restauriert, und 1932 bis 1938 fand die Restaurierung einer Fassade statt.

Im 2. Weltkriege erlitt der Bergfried durch US-amerikanischen Artilleriebeschuß am 10. Dezember 1944 erneut Beschädigungen.

Neue Restaurierungen fanden 1958/59 statt. Heute steht die Ruine unter Denkmalschutz und gehört mit Ausnahme des Bergfrieds, der Privateigentum ist, der Gemeinde Frauenberg. Sie ist ein Zeugnis der bewegten Geschichte dieses Landstrichs.

amg

BUCHEMPFEHLUNGEN

Pierre Klein:
Langues d'Alsace et pourquoi les Alsaciens renoncent-ils à leur bilinguisme? – Sprachen des Elsass und warum verzichten die Elsässer auf ihre Zweisprachigkeit?

Collection „L'alsatique bilingue", Haguenau (Éd. Nord Alsace) 2007, 240 Seiten, ISBN 978-2-9517546-8-3

„Langues d'Alsace et pourquoi les Alsaciens renoncent-ils à leur bilinguisme?" ist zwar schon vor drei Jahren erschienen, doch bisher nicht im „Westen" besprochen worden. Das soll im folgenden nachgeholt werden, da davon auszugehen ist, daß das Buch die Leser des „Westens" interessiere. Dabei wird nur der deutsche Text des Werkes berücksichtigt.

Der Verfasser, Pierre Klein, gibt eine gute Darstellung der Geschichte der deutschen Sprache und der Entstehung des Wortes „deutsch", das ursprünglich nur zur Benennung der Sprache gebraucht wurde. Ebenso gut stellt er die Geschichte der französischen Sprache dar, die aus dem Dialekt der Île de France hervorgegangen ist. Das Wort bezeichnet heute die im nördlichen Teil des heutigen Frankreich gesprochene „langue d'oïl".

Seit dem 6. Jahrhundert ist das Elsaß ein Land deutscher Sprache. Nichts hat das Elsaß von anderen deutschen Ländern zum Zeitpunkt der Annexion durch Frankreich unterschieden. Das seit 1500 Jahren gesprochene Elsässerditsch nennt der Verfasser einen grundlegenden Bestandteil der Kulturgeschichte und der kollektiven Identität des Elsaß.

Klein geht auf das in Frankreich frühzeitig entstandene Prinzip der staatlichen Einsprachigkeit ein. Nach den schon im 17. Jahrhundert erkennbaren Versuchen, die französische Sprache aufzudrängen, verstärkte sich der Druck auf das Elsaß im Verlaufe der „Großen Revolution". Nur 3 bis 4 % der elsässischen Bevölkerung beherrschte damals die französische Sprache. Die Forschung behauptet weitgehend, es sei die Revolution gewesen sei, die eine endgültige Identifikation der Elsässer mit Frankreich hervorgerufen habe. Pierre Klein schreibt, das könne so sein. Doch eines sei klar: Der jakobinische Zentralisierungsterror, der die Elsässer zur Aufgabe der deutschen Sprache, zur „Französierung" in Wahrheit nicht einlud, sondern zwang, behagte den Elsässern nicht. Das Elsaß blieb in erster Linie eine vorwiegend deutschsprachige Region mit zweisprachiger Kultur und nahm weiterhin an der rheinischen Welt teil.

Gegen Mitte des 19. Jahrhunderts nahm der Druck zu. Deutsche territoriale Ansprüche auf das deutschsprachige Elsaß seien mit der Entgegnung beantwortet worden, daß dort nur ein „patois germanique" gesprochen werde. Schlichtweg sei negiert worden, daß die Elsässer großen Anteil an der Entstehung der deutschsprachigen Kultur gehabt haben. Ab dem Jahre 1853 wurde in den Grundschulen nur noch in Französisch als der einzigen Unterrichtssprache unterrichtet und Deutsch nur noch 35 Minuten je Tag gelehrt.

Wenn Klein von deutschen territorialen Ansprüchen schreibt, muß man ihm allerdings die Frage entgegenhalten, wo die Beweise für die Tatsächlichkeit solcher Ansprüche lägen. Ansprüche hätte ja nur ein Staat erheben können, doch bis 1867/1871 gab es einen solchen deutschen Staat gar nicht. Weder der Deutsche Bund, in dem bis 1866 mehr als 30 souveräne deutsche Staaten unter einem Dach zusammengefaßt waren, noch einer dieser Staaten, weder Österreich noch Preußen, weder Baden noch Bayern, hat jemals einen territorialen Anspruch auf das Elsaß erhoben. Leider erwähnt der Verfasser die Rheinkrise nicht, in dem jedoch sehr wohl von weiten und maßgebenden Kreisen der französischen Politik auf die linksrheinischen deutschen Gebiete Bayerns, Hessens und Preußens Ansprüche erhoben wurden.

Obwohl bis zum Ende der ersten französischen Epoche im Jahre 1870 der Gebrauch der französischen Sprache beträchtlich zugenommen hatte, ist die große Masse der Bevölkerung deutschsprachig geblieben. So, sagt der Verfasser, war es in Wirklichkeit nicht notwendig, das Elsaß im Jahre 1870 zu „germanisieren". Wenngleich Preußen – richtig wäre eher: das neue Deutsche Reich – die „Wiedereinsetzung der deutschen Sprache in ihr Recht" beabsichtigte, wurde doch die französische Sprache nicht gänzlich aus dem elsässischen Leben verbannt.

Nach dem Anschluß des Elsaß an Frankreich im Jahre 1918 wurde die deutsche Sprache erneut bekämpft. Die zweite französische Periode (1918–1940) ist durch eine tatsächliche Verbreitung der französischen Sprache gekennzeichnet. Der Verfasser weist darauf hin, daß starke regionalistische und autonomistische Bewegungen entstanden, die 1927 durchsetzten, daß fortan die deutsche Sprache in der Grundschule ab dem zweiten Halbjahr des zweiten Schuljahres als obligatorisches Fach gelehrt wurde, und zwar in drei Wochenstunden. Im Jahr 1939 beherrschte die Hälfte der Bevölkerung die französische Sprache. Es gab im öffentlichen und kulturellen Leben eine relative deutsch-französische Zweisprachigkeit. Das wurde durch sehr bedeutende und manchmal leidenschaftliche Kundgebungen zugunsten der Aufrechterhaltung der deutschen Sprache unterstützt. Doch alle großen Parteien der Dritten Republik stellten sich dem entgegen.

Während der „defacto"-Annexion des Elsaß durch Deutschland während des Zweiten Weltkriegs sei die französische Sprache auf allen Ebenen bekämpft worden, schreibt der Verfasser. Durch die Gleichschaltung, die Zwangseinziehungen in Wehrmachts- und SS-Verbände und die Verknüpfungen in der Nachkriegszeit erlitt das Elsaß ein schweres Trauma. Das wurde von den „Jakobinern" für ihre Zwecke ausgenutzt, indem sie z.B. zur Kennzeichnung der deutschen Sprache das Schlagwort „Struthofsprache" einführten.

So stellt das Jahr 1945 eine weitere Wende in der sprachlichen und kulturellen Geschichte des Elsaß und der Identität der Elsässer dar. Auf eine gleichsam deutsche Einsprachigkeit über weit mehr als ein Jahrtausend bis ins 19. Jahrhundert und eine re-

lative Zweisprachigkeit zwischen den beiden Weltkriegen folgt eine gleichsam französische Einsprachigkeit. Das Jahr 1945 sei das Jahr „Null“ des elsässischen Bewußtseins und gleichzeitig das Jahr „Eins“ der totalen Assimilation, schreibt Pierre Klein. Die Elsässer versänken in einer dauerhaften Erstarrung. Frankreich verlange, von ihnen geliebt zu werden und zugleich sich selbst aufzugeben. Eine dauerhafte Identitätskrise habe sich eingestellt, was den Erfolg der Politik der erzwungenen Anpassungung erleichtere. Dieser Erfolg bedeutete die heute fast zur Gänze vollzogene Mutation der Sprache und Identität.

Im Jahr 1945 wurde Französisch als einzige Amts- und Unterrichtssprache eingeführt. Ein Erlaß des Rektors, des obersten Beraters für das gesamte Bildungswesen im Elsaß, schaffte den Unterricht der deutschen Sprache in der Grundschule „provisorisch“ ab. Zweisprachigkeit wurde abgelehnt. Das Zeitalter der Entgermanisierung habe damals begonnen, schreibt Pierre Klein. Ab 1945 wurde ausschließlich in deutscher Sprache verfaßte Presse verboten. Doch für viele Leser blieb Französisch eine Fremdsprache. Die Bevölkerung wurde vor vollendete Tatsachen gestellt und nie nach ihrer Meinung gefragt. Seit 1945 wurde und wird die deutsche Sprache bekämpft. So wurde mit der Errichtung von sprachlichen und kulturellen Barrieren das Elsaß von der deutschsprachigen Kulturwelt abgeschnitten. Infolge der Entfremdung von der deutschen Standardsprache wurden die Dialekte dazu verurteilt, langsam, aber sicher unterzugehen.

Der soziale Aufstieg geschah nunmehr ausschließlich mittels der französischen Sprache. Das jahrzehntelange Verbot wurde die Ursache des allmählichen und dann immer rascheren Niedergangs der deutschen Sprache im Elsaß. Seit der Mitte des 20. Jahrhunderts erlebt Pierre Klein eine tatsächliche linguistische Verschiebung zugunsten der französischen Sprache. Das Elsässerditsch ist selbst im engsten Familienkreis nicht mehr vorherrschend und fast vollständig vom öffentlichen und sozialen Leben ausgeschlossen. Deutsch ist heute für eine immer größere Anzahl von Elsässern eine Fremdsprache geworden.

Pierre Klein schreibt, der Ausdruck „regionale Sprache“ diene vor allem dazu, die Sprache nicht beim Namen zu nennen, das heißt: nicht „Deutsch“ zu sagen. Kein Mensch, kein Volk gebe freiwillig seine Sprache auf, meint der Verfasser. Doch die Anpassung an die kulturpolitischen Gegebenheiten dulde nur eine Sprache, die französische. Überraschend sei das Schweigen der Intellektuellen, der politischen Klasse, der Entscheidungsträger, der Meinungsmacher, der Institutionen des Landes. Niemand glaube mehr an die Praktikabilität der elsässischen Zweisprachigkeit. Unter Berücksichtigung des Gesetzes des Stärkeren, der Mauern des Unverständnisses und der Ächtung des Andersseins hat man weitergelebt, sich angepaßt und Karriere gemacht. In den Jahren nach 1945 erlebte das Elsaß eine echte Bindung an Frankreich.

Pierre Klein fährt fort, es werde behauptet, Frankreich habe im Elsaß niemals sprachliche, kulturelle oder politische Verbote ausgesprochen. Man wolle glauben machen, die Ursachen des Rückgangs der deutschen Sprache und Kultur und der Mundart seien auf die Elsässer selbst zurückzuführen. Die Unterdrückung und die Stigmatisierung der regionalen Sprache waren aber in Wirklichkeit dafür, daß Sprache und Kultur nicht an die folgenden Generationen weitergegeben wurden, von größter Bedeutung. Die Elsässer offenbarten gegenüber Frankreich ein wirkliches Minderwertigkeitsgefühl, das sie durch die aktive Annahme des vorgeschriebenen Modells überkompensierten. Das Fehlen starken Widerstandes erkläre sich in erster Linie aus der Verdrängung und der Anpassung, erst in zweiter Linie aus erteilter Einwilligung. Eine Sprache werde immer nur unter Zwang aufgegeben. Der auf die Elsässer ausgeübte Druck, um sie der französischen Normalität anzupassen, sei gewaltig. Dazu komme, schreibt der Verfasser, der uralte französische Antigermanismus und die ständige Haßliebe auf alles, was deutsch ist.

Der Zwang, die regionale Sprache in der Öffentlichkeit unsichtbar zu machen, sei durch eine weitgehend erneuerte und zahme elsässische Führungsschicht unterstützt worden. Neben der sprachlichen und kulturellen Politik Frankreichs, insbesondere seit 1945, die zur Ausrottung der regionalen Sprache geführt habe, spielten auch die Expansion der Urbanisierung und die Zuwanderung von nichtdeutschsprachigen Bevölkerungen eine Rolle, schreibt Pierre Klein. Es würden Kampagnen mit der Absicht geführt, bei den Elsässern infolge ihrer Verbindung mit der „germanitude“ Schuldgefühle zu wecken. Deutsch sei keine Sprache des Elsaß, sondern die Sprache des Nachbarn, werde behauptet. Die deutsche Sprache sei erst durch die Preußen nach 1870 bzw. durch die Nazis 1940 importiert worden. Um ein guter Franzose zu sein, müsse man die regionale Sprache opfern. In die Lage versetzt, sich selbst untreu und dadurch Frankreich treu zu sein, hätten, so schreibt Klein, viele Elsässer eine Verwirrung bezüglich ihrer Zugehörigkeit entwikkelt. Um endlich akzeptiert zu werden, hätten sie eine Flucht vor sich selbst angetreten, sie seien Schöpfer ihrer Entfremdung geworden. Modernisierung und Globalisierung hätten einen neuen Persönlichkeitstypus hervorgebracht. Die wachsende Individualisierung, das Verschwinden traditioneller Familienformen, die Entwicklung zur reinen Erlebnisgesellschaft, der Abbau der Kultur der Gemeinsamkeit und der Solidarität trügen zur Zerstörung der elsässischen Lebenswelten bei. Wenn allgemein das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Wille des Zusammenlebens versiegten, könne auch das Selbstverständnis, Elsässer zu sein, nur versiegen.

Die französische Sprache ist jetzt eine Volkssprache und die Muttersprache der meisten Elsässer geworden; sie wird heute von der ganzen Bevölkerung beherrscht. Noch können etwa 40 % der Elsässer Elsässerdeutsch, doch liegt es bereits außerhalb des Kenntnisbereichs von drei Vierteln aller Jugendlichen. Die deutsche Standardsprache wird von dem Teil der Bevölkerung gesprochen, der eine Sekundarausbildung durchlaufen hat, das heißt von etwa 40 % der Elsässer, und zwar mittelmäßig gesprochen. Sie wird noch benutzt, um die Bedürfnisse der älteren Generation ein wenig zu befriedigen, noch geringfügig in der Presse des Landes, in den Gottesdiensten und der Seelsorge der Kirchen, in der Wahlpropaganda. In den siebziger Jahren wurde in der Grundschule ein bescheidener, keineswegs ausreichender Unterricht der deutschen Sprache – wieder – eingeführt.

In den neunziger Jahren wurden zweisprachige französisch-deutsche Klassen in Vor- und Grundschulen eröffnet, aber nicht einmal 10 % der Schulbevölkerung besuchen solche

Klassen. Eine Minderheit der Elsässer sei kämpferisch, doch die große Mehrheit mitläuferisch und teilweise der regionalen deutschen Sprache gegenüber sogar feindselig, stellt Pierre Klein fest. Infolge der im Gang befindlichen sprachlichen Mutation und der sich daraus ergebenden Einsprachigkeit nehme die Mehrheit der Elsässer die Möglichkeiten der Zweisprachigkeit nicht wahr. Nur noch 1 % der Kinder in den ersten Vorschulklassen hat Elsässerdeutsch gelernt, und die weniger als 40 % der Erwachsenen sprechen es immer schlechter. Noch mehr als früher glauben die Elsässer selber, sie sprächen nicht deutsch, sondern eben nur „alsacien“. Es besteht ein Beziehungsdefizit zwischen den Dialekten und der Standardsprache, die zu lange von der Grundschule ausgeschlossen war und deren derzeitiger Unterricht ungenügend ist. Pierre Klein sagt voraus, daß, wenn sich der Zustand nicht ändere, die Dialekte ganz von der französischen Sprache absorbiert würden. Aus dem Sprachenstreit werde nicht der Demokratischste, sondern der Stärkste hervorgehen.

Wenn die elsässische Zweisprachigkeit eine Zukunft haben und die elsässische Identität sich wieder stärken und eine Bedeutung gewinnen soll, dann muß eine tiefgreifende Arbeit in Hinblick auf die Stellung des Staates zum Sprachenproblem geleistet, aber vielleicht besonders eine Änderung bestimmter Vorstellungen bewirkt werden, so betont Pierre Klein.

Das Gebiet, das die regionale Sprache im öffentlichen und im gemeinschaftlichen Leben und in anderen Bereichen verloren habe, sei beträchtlich. Der Verfasser kann sich gut die Vorteile vorstellen, die eine anerkannte und ausgeübte Zweisprachigkeit dem Elsässer und dem Elsaß verschaffen würde. Nachteile sehen nur die Verfechter des Monopols der französischen Sprache. Zweisprachigkeit habe vor allem den Vorteil, die regionale Sprache aufzuwerten, wodurch ihr offizielle Anerkennung und gesellschaftliche Existenz gewährleistet würde. Zweisprachigkeit würde die elsässische Identitätskrise bewältigen. Sie trüge dazu bei, die Elsässer von ihren bekannten Komplexen zu befreien wie der Verdrängung von Teilen ihrer Identität und dem übereifrigen Patriotismus.

Die Zweisprachigkeit ist in der Sprachgeschichte des Elsaß verankert. Sie ermöglicht es, die elsässische Geschichte besser nachzuvollziehen, da deren Zeugnisse größtenteils in deutscher Sprache verfaßt sind. Der Verfasser schreibt, nur eine zurückgewonnene Identität und eine ausgeglichene Zweisprachigkeit würden es dem Elsaß erlauben, sich in vollem Umfang in die kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Räume seiner rheinischen bzw. europäischen Umwelt zu integrieren. Die deutsch-französische Zweisprachigkeit würde eine direkte Kommunikation mit 70 Millionen frankophonen und 100 Millionen deutschsprachigen Europäern ermöglichen. Die Zweisprachigkeit wäre für die moderne wirtschaftliche Realität und Verflechtung von größtem Vorteil. Etwa 70 000 Elsässser arbeiten in Deutschland und in der Schweiz; ihre Zukunft steht in Frage, weil sie die deutsche Sprache ungenügend beherrschen.

In allen deutschsprachigen Ländern erfolgt der Schulunterricht in der Schriftsprache. So war es immer auch im Elsaß. Und so solle es auch bleiben, fordert Pierre Klein. Nicht die deutsche Standardsprache habe dem Dialekt geschadet, sondern die Sprachpolitik zugunsten der französischen Einheitssprache. Das solle aber nicht bedeuten, daß die Dialekte vernachlässigt werden sollten. Je früher Zweisprachigkeit gelehrt wird, um so besser ist es, auf jeden Fall solle Zweisprachigkeit in der Vorschule beginnen. Die Stundenparität müsse gewährleistet sein. Der zweisprachige Unterricht müsse während der gesamten primären und der sekundären Schulzeit stattfinden und für jede Sprache ein eigener Lehrer eingesetzt werden. Man solle die Familienmitglieder ermutigen, sich aktiv an der Erlernung der zweiten Sprache zu beteiligen. Die zweite Sprache müsse auch außerhalb der Schule gebraucht werden.

Der Verfasser regt eine elsässische Sprachencharta an. Der heutige miserable Zustand der Zweisprachigkeit und der zweisprachigen Kultur im Elsaß zeige, daß alles was bisher getan worden ist, nicht eben erfolgreich war.

Die wichtigsten Ziele der Charta seien hier genannt:

- Die Charta hat zum Ziel, der regionalen Sprache eine soziale Existenz zu garantieren und jede Art von Diskriminierung abzuschaffen. Das muß durch eine wirkliche Zweisprachigkeitspolitik erreicht werden.
- Der Gebrauch der regionalen Sprache soll in allen Bereichen gewährleistet sein.
- Alle Bewohner des Elsaß sollen das Recht haben, die regionale Sprache zu erlernen und sich in dieser in allen Bereichen des Lebens auszudrücken.
- Die deutsch-französische Zweisprachigkeit wird offiziell anerkannt.
- Die Verwaltungen müssen einen zweisprachigen Dienst anbieten.
- Jede Form öffentlicher Mitteilungen muß zweisprachig sein.
- Die Bürger können sich gegenüber der Verwaltung und der Justiz beider Sprachen bedienen.
- Das Ausbildungssystem muß von der Vorschule bis zur Universität auf einer wirklichen deutsch-französischen Zweisprachigkeit beruhen.
- Es wird ein Rat für elsässische sprachliche und kulturelle Angelegenheiten gegründet, der den Auftrag hat, Vorschläge zu machen und darauf zu achten, daß die vorliegende Charta durchgeführt wird.

Dr.-Ing. Otto Hornschu

Elsässischer Humor nach Martin Montanus

(um 1535 in Straßburg geboren)

Ein Bauer ließ seinen Sohn studieren. Derselbige machte ihm auch ein wüstes Loch in den Säkkel, blies die roten Pfennige tapfer hinaus und studierte doch nichts; denn der Vater verstand es nicht. Und auf eine Zeit kam der Sohn wieder heim und wollte mehr Geld holen. Dem guten Mann war die große Vergeudung seines Sohnes schier verdrießlich und war auch seinem Säckel schier zuviel gewesen. Und eines Tages lud er Mist; da stand der Sohn vor der Tür und sah ihm zu. Da sagt der Vater: „Sohn, was heißt eine Gabel?“ Antwortet der Sohn: „Gabelinum.“ „Was heißt Mist?“ Antwortet: „Mistelinum.“ „Was heißt ein Wagen?“ Antwortet: „Wagelinum.“ „Ei“, sagt der Vater, „so nimm in tausend Teufel Namen das Gabelinum und wirf das Mistelinum auf das Wagelinum!“ Gab dem Sohn die Mistgabel in die Hand und sprach: „Das sei forthin deine Schreibfeder, und laß Studieren Studieren sein.“

Bernard Wittmann:
Die Geschichte des Elsass. Eine Innenansicht

Morstadt Verlag, Kehl 2009, 395 Seiten, ISBN 978-3-88571-350-0

Der wohl bekannteste elsässische Autonomist, Bernard Wittmann, hat 1999 in dem elsässischen Verlag „Edition Rhyn un Mosel“ eine dreibändige „Histoire de l’Alsace, autrement … e G’schicht zuem überläwe“ herausgebracht. Wittmann war 1975 der Gründer und dann der langjährige Schriftleiter des autonomistischen Periodikums „Rot un wiss“, 1988 war er Mitbegründer der „Elsässischen Volksunion“ (UPA).

Um möglichst viele jüngere Leser zu erreichen, mußte sein Buch auf französisch erscheinen. Den meisten Raum nimmt in diesem phänomenalen Werk die Zeit von 1870/71 bis heute ein. Nach dem 2. Weltkrieg ist laut Wittmann dem „elsässischen Volk“ durch den zentralistischen französischen Staat seine angestammte deutsche Hochsprache und seine Geschichte genommen worden. Auch die alemannische und die fränkische Mundart verkümmern ohne eine Beziehung zum Hochdeutschen.

Ende 2009 ist in dem renommierten Kehler Morstadt-Verlag das Werk Bernard Wittmanns unter dem Titel „Die Geschichte des Elsass. Eine Innenansicht“ in deutscher Sprache erschienen. Allerdings mußte in der deutschen Ausgabe auf die Teile, die die elsässische Geschichte der Zeit vor 1869 darstellen, verzichtet werden. Diese Zeit wird zusammenfassend in einem einleitenden Abschnitt *„Das Elsaß vor 1869“* beschrieben. Darin verweist Wittmann darauf, daß sich in der französischen Geschichtsschreibung das Land vor 1648 als „schwarzes Loch“ und bald danach als „eine einzige Liebeserklärung an Frankreich“ darstellt. Der mit der Französischen Revolution einsetzende „Kampf gegen die deutsche Sprache im Elsaß“ ist für Wittmann „eine Leiche im Keller der deutsch-französischen Beziehungen“.

Bei Ausbruch der Revolution sprachen 1 % der Elsässer französisch. 1794 erhoben die Jakobiner die Forderung, die Elsässer nach Südfrankreich zu deportieren. Nachdem unter Ludwig XIV. viele Elsässer aus Glaubensgründen über den Rhein geflohen waren, flohen jetzt viele, weil sie nicht in der „république une et indivisible“ leben wollten. Ab 1820 durften an den höheren Schulen im Elsaß sowie an der Universität Straßburg nur noch auf französisch gelehrt werden. Trotzdem beherrschten 1870 die meisten Elsässer ihre deutsche Muttersprache in der Mundart und auf hochdeutsch.

In 6 Kapiteln behandelt Wittmann die wechselvolle Geschichte des Elsaß ab 1870/71 unter deutscher und französischer Herrschaft. Er vergleicht dabei, wie die Herrschenden mit Sprache und Kultur der Elsässer umgegangen sind. Im 1. Kapitel *„Das Elsaß kehrt zum Deutschen Reich zurück“* beschreibt

er die Annexion von Elsaß-Lothringen und stellt dabei fest, daß die meisten elsässischen Protestanten deutschfreundlich eingestellt gewesen seien. (Allerdings umfaßten diese nur ein Viertel der Bevölkerung.) Es gab 1871 keine Ausweisungen. Die Zahl der Optanten für Frankreich betrug 154 034 Personen, die unter Mitnahme ihres Eigentums französische Staatsbürger bleiben konnten. Schon 1871 verbreitete sich der Autonomismus.

Im 2. Kapitel *„1871–1918: Das Reichsland Elsaß-Lothringen“* bezeichnet Wittmann diesen Zeitabschnitt als „Neues goldenes Zeitalter für das Elsaß“. Die am 1. Mai 1872 eröffnete Straßburger Kaiser-Wilhelms-Universität und die Einführung der allgemeinen Schulpflicht stärkten die deutsche Hochsprache. (In den französischsprachigen Vogesentälern und in Teilen des Bezirks Lothringen wurde französisch unterrichtet.) Wirtschaft und Kultur blühten auf. Allerdings „regierten“ bis 1911 der vom Kaiser eingesetzte Statthalter und der von ihm ernannte Staatssekretär ohne eine echte Volksvertretung, der Landesausschuß wurde im wesentlichen von den drei Bezirkstagen beschickt. 1911 bekam das Reichsland eine Landesverfassung und war damit gleichberechtigter Bundesstaat des Deutschen Reiches. Kurz vor Kriegsende, am 25. Oktober 1918, erhielt der 25. Bundesstaat alle Rechte eines souveränen Staates innerhalb des Reiches. Französische Nationalisten im Elsaß wie der Abbé Wetterlé und „Onkel Hansi“ (Jean-Jacques Waltz) fanden im Land nur ganz geringes Echo. Die „Befreiung“ durch die französische Armee erfolgte mittels Weißbrotes und Rotweins und vieler nicht eingehaltener Versprechungen. Eine Volksabstimmung fand – wie auch 1648/1697 und 1871 – nicht statt.

In seinem 3. Kapitel *„1918–1940: Rückkehr zu Frankreich oder der Kampf um die Autonomie geht weiter“* liefert Wittmann die bisher beste und gründlichste Darstellung der elsaß-lothringischen Heimatrechtsbewegung. Er beginnt mit der „ethnischen Säuberung“ 1918–1920, deren Opfer 150 000 bis 200 000 „Altdeutsche“ und Elsässer wurden. Die meisten der Professoren der Kaiser-Wilhelms-Universität und ein Viertel der evangelischen Pfarrer wurden mit einem Köfferchen über die Rheinbrücke getrieben. Zu den Exulanten gehörten die Schriftsteller René Schickele und Otto Flake, aber in gewissem Sinne auch Friedrich Lienhard, der in seiner thüringischen Wahlheimat blieb. Im Reich wurde der ebenfalls ausgewiesene Dr. Robert Ernst der führende Kopf der Elsässer.

Im Elsaß kam es 1926 zur Gründung des Heimatbundes, dessen führender Kopf Dr. Karl Roos wurde, der dann im Febuar 1940 als angeblicher deutscher Spion bei Nancy erschossen werden sollte. Mit der Zeitschrift „Die Zukunft. Für Heimat, Recht und Frieden“ unter dem Redakteur Paul Schall erhielt die Heimatrechtsbewegung ein vielbeachtetes Organ. Wittmann gelingt es, die autonomistische Bewegung mit ihren recht unterschiedlichen Flügeln, die von den Katholiken Joseph Rossé, Marcel Stürmel und Jean Keppi bis zur „Jungmannschaft“ unter der Führung von Hermann Bickler reichten, überzeugend darzustellen. Unter

den Einzelschicksalen erscheint auch Dr. Friedrich Spieser, der seinem im Geiste der deutschen Jugendbewegung arbeitenden „Erwinsbund“ mit dem Bau der Hünenburg in den Nordvogesen ein Zentrum schuf. Auch Wittmann kommt zu dem Ergebnis, daß es zwischen den elsässischen Autonomisten und dem Nationalsozialismus keine Verbindung gab.

Die sofort nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges in Nancy inhaftierten Führer der Autonomiebewegung stellten sich – mit Ausnahme der „Klerikalen“ wie Rossé und Stürmel – nach ihrer Befreiung durch die Wehrmacht unter dem Einfluß von Dr. Robert Ernst zur Verfügung.

Das 4. Kapitel *„1940–1945: Der Zweite Weltkrieg“* ist m. E. das wichtigste. Es enthält eine gnadenlose Darstellung der Fehler, Irrtümer und Verbrechen (KZ Struthof und Schirmeck) der nationalsozialistischen „De-facto-Annexion des Elsaß“. Man denke an die Zwangsrekrutierung, das Drama der „Widerwilligen“ (malgré nous) und die aktive „Kollaboration“ einer kleinen Minderheit. Hier wird nichts beschönigt, was, von den „braunen Jakobinern“ angerichtet, den „blauen Jakobinern“ die Handhabe zur „épuration“ gab. Es wird aber auch deutlich, daß die „Nanziger“ gar keine Möglichkeit hatten, aus dem fahrenden Zug auszusteigen.

Zum ersten Male gelingt es einem zeitgenössischen Elsässer, die sogenannten „Säuberungen“, die nach 1945 erfolgten, darzustellen. So hat Wittmann das 5. Kapitel *„1945–1947: die Epuration“* benannt. Die Fakten sprechen eine beredte Sprache: etwa 45 000 Elsässer und Lothringer wurden in Lagern (darunter im ehemaligen nationalsozialistischen KZ Struthof) eingesperrt. In Schauprozessen wie dem gegen den katholischen Redakteur Joseph Rossé, der sich der „Kollaboration“ verweigert hatte, geführten wurden zahlreiche Elsässer verurteilt. Für Wittmann ist die Epuration die „Verteufelung alles Deutschen und damit auch der elsässischen Sprache und Kultur“ (S. 282). Er stellt zu Recht fest, „daß man bis heute in Frankreich bezüglich der eigenen Verbrechen sorgsam gepflegte Erinnerungslücken hat“ (S. 290). So hat es bis heute kein Wissenschaftler der Universität Straßburg gewagt, sich mit der Geschichte der französischen Lager Schirmeck und Struthof zu befassen.

Im 6. Kapitel *„Von 1945 bis heute: ein anderes Elsaß entsteht“* behandelt Wittmann den „Ausverkauf der elsässischen Identität“. Dies geschah vor allem durch das Ausschalten der deutschen Sprache aus dem öffentlichen Leben. In der Schule und der Universität wird ausschließlich auf französisch gelehrt. Einem traumatisierten und verletzten Volk wird beigebracht: „C’est chic de parler français!“ 1953 und später sprachen sich 80 % der Elsässer für einen Deutschunterricht aus. Der René-Schickele-Kreis forderte schon in den sechziger Jahren Zweisprachigkeit für das Grenzland. Daraus entstand ABCM, ein Verein zur Förderung von Deutschunterricht, dem es aber bis heute nur gelungen ist, ca. 8 % der Schüler für einen solchen Deutschunterricht zu gewinnen. Verhängnisvoll war auch, daß die römisch-katholische Kirche durch ihre Straßburger Bischöfe Weber und Elchinger auf Französisch als „Sprache der Jugend“ setzte.

Ein Eintreten für die deutsche Sprache und Kultur erfolgte von seiten verschiedener Zeitschriften – von Camille Dahlets „Voix d’Alsace“ bis „Elsa“, die sich durch den Exzentriker Marcel Iffrig selbst liquidierte. Die beste Zeitschrift war das von Bernard Wittmann gegründete Periodikum „Rot und wiss“, in dem vor allem die in glänzendem Deutsch geschriebenen Beiträge von Gustav Woytt, einem Neffen Albert Schweitzers, auffielen. Seit einigen Jahren erscheint eine von Karl Goschescheck herausgegebene Zeitschrift „Neues Elsaß-Lothringen“.

Unter den regionalistischen und autonomistischen Parteien ist besonders auf die Elsässische Volksunion (UPA) zu verweisen, die gelegentlich örtliche Erfolge hatte. Die Masse der Elsässer wählte gaullistisch; der Front National konnte zeitweise bis zu 20 % einheimsen. Warum wohl?

Bernard Wittmanns „Geschichte des Elsass“ ist in der Tat eine „Innenansicht“. Sie ist die einzige Darstellung der elsässischen Vergangenheit und Gegenwart, die weder von einem französischen noch von einem „bundesdeutschen“ Standpunkt verfaßt ist. Wittmann geht es darum, einen Weg zu finden, auf dem die deutsche Sprache und Kultur, aber auch die elsässische Geschichte in Zukunft eine Möglichkeit hat. Dies kann nur gelingen, wenn die Elsässer ihre Sache selbst in die Hand nehmen: „Ohne Einigkeit gibt es für das elsässische Volk keine Rettung!“ Deshalb: „Risse d’Fenster uff un werfe d’Kette weg!“ (S. 393)

Dr. Rolf Sauerzapf

IMPRESSUM

DER WESTEN

ISSN 0179-6100

Herausgeber:
Arbeitsgemeinschaft „Der Westen“, bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin-von-Steinbach-Stiftung (hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V. und dem Bund Vertriebener aus Elsaß-Lothringen und den Weststaaten e.V.) sowie der Erwin-von-Steinbach-Stiftung

Geschäftsstelle:
Oda Ertz,
Reuchlinstraße 14b,
75015 Bretten, Deutschland
Telefon: (0 72 52) 77 93 67
E-Post: oda.ertz@gmx.de

Sonderkonto:
Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin-von-Steinbach-Stiftung e. V.,
Sparkasse Kraichgau
Kontonummer: 17 37 10 06
BLZ: 66 35 00 36

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:
Dr. Rolf Sauerzapf

Grafik & Satz:
sdt Erfurt

Druck & Vertrieb:
Turtschan und Gloria GbR,
Am Angerberg 5,
99094 Erfurt, Deutschland

Nachdruck nur mit Genehmigung des Herausgebers. Einsender von Manuskripten u.ä. erklären sich mit der redaktionellen Bearbeitung einverstanden. Keine Haftung für unverlangte Einsendungen. Alle Angaben ohne Gewähr. „Der Westen“ wird allen Mitgliedern ohne besondere Bezugsgebühr geliefert.

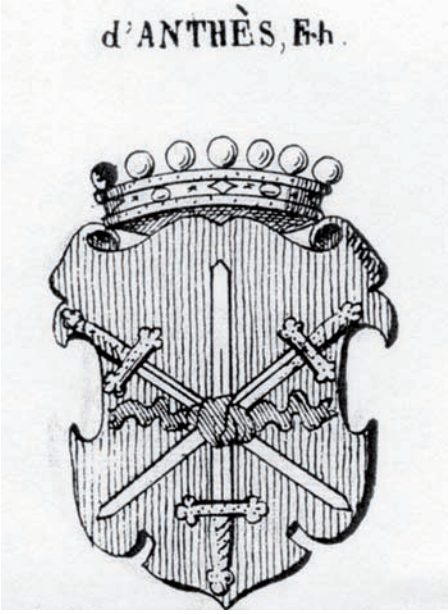
Baron Georges Charles de Heeckeren d'Anthès und seine Vorfahren

Im Januar 2009 besuchte eine Gruppe russischer und deutscher Studenten das oberelsässische Sulz/Soultz, um die Stadt kennenzulernen, in der Baron Baron Georges Charles de Heeckeren d'Anthès (1812–1885), der Schwager Puschkins, die meiste Zeit lebte, nachdem er Rußland verlassen hatte. Das tragische Pistolenduell der beiden Schwäger, bei dem de Heekkeren d'Anthès den russischen Dichter erschoß, ist unvergessen.

Die Heimat der Familie Anthès ist die schwedische Insel Gotland, wo 1348 ein Henrick Anthesius armiger erwähnt wird. Einer seiner Nachkommen, Karl, verließ 1529 während der Reformation Wisby und ließ sich mit seinem Sohn Leonhard im pfälzischen Weinheim nieder. Leonhard wurde später zum pfalzgräflichen Rat ernannt wie danach auch dessen Sohn Markus und ein Enkel Johannes.

Karls Urenkel Philippe Michel d'Anthès verließ mit seiner Frau Claudine d'Ormoy die von dem französischen Marschall Turenne verwüstete Pfalz und ließ sich im Oberelsaß nieder. 1665 und 1667 wurden ihnen in Mittelweier bei Colmar zwei ihrer neun Kinder geboren. 1674 zog die Familie in die freie Stadt Mülhausen weiter, wo Philippe Michel 1694 das Bürgerrecht erhielt. Er betrieb die Eisenhütten und Hochöfen von Belfort und Giromagny sowie die Silberminen in Giromagny. Sein Sohn Jean-Henri d'Anthès gründete in Oberbruck nordwestlich von Masmünster eine Weißblech-Manufaktur, für die er 1720 ein königliches Privileg (1740 erneuert) bekam, und 1730 in einem Tal bei Börsch, das dann den Namen Klingenthal erhielt, eine Säbelklingenfabrik. Diese Manufaktur war errichtet wurden, um die Waffen für die französische Armee im Lande selbst herzustellen. Bisher hatte man sie aus Solingen bezogen. Die neue Fabrik wurde zunächst durch Solinger Arbeiter betrieben. 1731 erhob König Ludwig XV. Jean-Henri d'Anthès in den erblichen Adelsstand und verlieh ihm ein neues Wappen. Der Fabrikant bekam im Oberelsaß die Herrschaften und Lehen Blotzheim, Brinckheim und Nambsheim sowie weitere Herrschaften in Burgund.

Sein Ururenkel Georges Charles d'Anthès, Baron de Heeckeren, wurde am 5. Februar 1812 als Sohn des Barons Joseph Conrad d'Anthès, eines Mitgliedes der Abgeordnetenkammer von 1821 bis 1830, und seiner Ehefrau Maria Anna Luise, einer geborenen Gräfin von Hatzfeld, in Colmar geboren. Er absolvierte die Militärschule Saint-Cyr, wollte aber nach der Julirevolution von 1830 nicht unter dem Bürgerkönig Louis-Philippe im französischen Heere dienen. Die Versuche seiner Mutter, ihn in der preußischen Garde unterzubringen, scheiterten an einem Numerus clausus, doch König Friedrich Wilhelm III. riet ihr, sich an seinen Schwiegersohn, den russischen Kaiser Nikolaus I., zu wenden.



So wurde d'Anthès Offizier der russischen kaiserlichen Garde. In der St. Petersburger Gesellschaft gewann er bald viele Freunde. Baron J. T. B. A. van Heeckeren van Beverswaard, der als niederländischer Gesandter dort weilte, fand so großes Gefallen an ihm, daß er ihn adoptierte. Georges Charles heiratete 1836 Katharina Baronin von Gontscharowa, eine Schwester der Frau Alexander Puschkins.

Doch im Februar 1837 kam es zu dem tragischen Pistolenduell der beiden Schwäger, bei dem Georges Charles den Dichter erschoß. Er mußte mit seiner Frau Rußland verlassen und lebte zunächst sehr zurückgezogen im oberelsässischen Sulz. 1848 wurde er Mitglied in der verfassunggebenden und in der gesetzgebenden Versammlung und 1852 Senator auf Lebenszeit. Von 1856 bis 1871 war er auch Bürgermeister von Sulz. 1863 zum Offizier und 1868 zum Kommandeur der französischen Ehrenlegion ernannt, war er zudem Träger des Großkreuzes des österreichischen Franz-Joseph-Ordens. Nach 1871 zog er sich ganz ins Privatleben zurück und lebte abwechselnd in Paris, im Haus Schimmeleck bei Masmünster und in Sulz, wo er am 2. November 1895 starb. Aus seiner Ehe mit Katharina von Gontscharowa gingen drei Töchter und ein Sohn hervor. Nachkommen der beiden leben noch heute im Elsaß.

Eine kleine Broschüre in französischer, englischer, deutscher und russischer Sprache beschreibt für Touristen die Stätten in Sulz, die an das Geschlecht erinnern: das Schloß d'Anthès, die Begräbnisstätte auf dem Friedhof, das Haus Bucheneck, den Marktplatz (heute place de la République) mit der Kornhalle (Rathaus) und den unter Bürgermeister de Heeckeren erbauten großen Springbrunnen mit der Statue des hl. Mauritius.

Seit Mai 2009 sind im Museum Bucheneck zwei Triptychen der russischen Malerin Leonidowna Birukowa zu sehen. Diese sechs Gemälde stellen Puschkin und de Heeckeren dar. Sie wurden der Stadt Sulz im Jahre 2008 durch den russischen Generalkonsul in Straßburg, Konstantin Klimowskiy, und seinen Vorgänger, Wladimir Korotkow, als Zeichen der Verbundenheit mit der elsässischen Stadt überreicht.

Die Duellpistolen kamen nach 1837 nach Frankreich zurück und wurden schließlich in der Stadt Amboise aufbewahrt. 1989 übergab sie der französische Präsident François Mitterrand seinem russischen Amtskollegen Michael Gorbatschow für das Museum Eremitage. Es stellte sich jedoch danach heraus, daß sie Teil der Schenkung eines Antiquars an die Stadt Amboise waren und dort bleiben mußten. Die Stadt erhielt sie wieder.

Im März 2007 waren sie dann zusammen mit den Pistolen Puschkins vorübergehend in Moskau in einer Ausstellung zum Thema „Das Duell in Rußland" zu sehen.

amg

Der Straßburger Dichter August Ziegel

August Ziegel wurde vor 160 Jahren, am 21. Februar 1850, in Straßburg geboren. Dort besuchte er von 1858 bis 1864 das protestantische Gymnasium. Bei seinem Vater erlernte er das Schornsteinfegermeisterhandwerk und übernahm nach dessen Tode das Geschäft. Neben seiner beruflichen Tätigkeit dichtete er. Seine Verse sind in verschiedenen Tageszeitungen und Zeitschriften, u. a. in den „Straßburger Neuesten Nachrichten“, im „Straßburger Wochenblatt“ und in den Jahrbüchern des Vogesenvereins erschienen. Das von Désiré Müntzer herausgegebene Buch „Neues Elsässer Schatzkästel, eine Sammlung elsässischer Dialektgedichte aus Vergangenheit und Gegenwart“, Straßburg 1913, enthält die folgenden Gedichte Ziegels: D’Storcheneschter (worin er das allmähliche Aussterben der Störche in der Stadt bedauert und der Stadtverwaltung vorschlägt, für die Kosten der Reparaturen der von Störchen gelegentlich verursachten Dachschäden an Bürgerhäusern aufzukommen), D’Klaus Kirch, ’S Münschter in d’r Owesunn, E Spaziergang uf de Schneeberri, An de Münschter-Wächter, E Barad von selbschgemolte, aufgeblöchelte Soldate, E Gang in d’r Dreliergass, Vor d’r Hochzit, D’Zehnerglock. Die Überschriften zeigen die Heimatliebe dieses Steckelburgers.

Wie der Fabrikan Alfons Pick (1808–1896), der Papierhändler August Schneider (1813–1888) und andere stand August Ziegel in der Tradition des Drechslermeisters Daniel Hirtz (1804–1893), der tagsüber in der Werkstatt arbeitete und abends an Dialektversen feilte. In der Vorrede zu einer 1838 erschienenen Gedichtsammlung von Daniel Hirtz vergleicht der evangelische Theologe Eduard Reuß, ein Schulfreund von Hirtz, diesen mit einem Meistersänger „von altem Schrot und Korn“. Eine Meistersänger-Gesellschaft gab es in Straßburg bis 1780. Doch in der Erinnerung lebte sie noch lange weiter.

amg

D’Zehnerglock
von August Ziegel

Dü liewer, schöner Glockeklang,
Dich höre m’r schun johrelang!
M’r hän uns könne z’nacht’s am zehne,
Als Kinder schun an dich gewöhne,
Hän vielmol s’Fenschter ufgemacht,
For dich zu höre in d’r Nacht.
Un üwer’m horche, mueß ich saaue,
Het’s nur zue gschwind e Viertel gschlaaue.
Wie oft hesch dü uns heimbegleit,
Sin m’r in Trür gsin oder Fraid!
Dü hesch an allem teilgenumme,
Was hie, ze Stroßburj vor isch komme.
M’r höre-n-uns an dir nit satt,
Dü g’hörsch zue unsrer Vadderstadt.
Wenn m’r als d’Zehnerglock hört litte,
Ze meint m’r: jetz isch Ruehj un Fridde,
In jedem Hüs, bie rich un arm,
Un ’s Herz wurd eim d’rbie so warm.
Isch Mondschin, oder Wind un Räje,
Die Tön sin wie d’r Oweseje
For unsri Stadt, zue jeder Zit,
Bie alle guete Burjerslit.
I wünsch, daß d’Münschterwächter drowe,
Die Glock uns litte jede-n-Owe,
In unsrem Münschter sin’re Huet,
Do b’halt sie ihre Klang so guet.
Mir alli, wo jetzt älter wäre,
Könne dis Litte nim entbehre.
Drum, liewer, schöner Glockeklang,
Erfrai uns unser Lewe lang!
Loß lüt am zehne z’nachts dich höre,
D’r liewe Vadderstadt ze-n-Ehre!

Geschichtliche Notizen aus dem protestantischen Kirchenbuch der freien Reichsstadt Münster – mitgeteilt von Johann Bresch

1582. Von Jacoby bis Lichtmeß (25. Juli bis 2. Hornung) 1583 regierte die Pestilenz und es starben in dieser Zeit in Sulzern, Münster und Günsbach über 500 Personen.

1582. Den 8. November war ein großes Gewässer, so das alle Brücken und Stege in Thal weggesühlt wurden und großer Schaden an Straßen und Gütern gethan, in Metzeral die Hammerschmiede sammt dem Haus und in Wihr eine Mühle sammt Schoppen. Paulus Leggdeyg, der von 1564 bis 1599 Pfarrer in Münster war, schrieb in das Kirchenbuch:

„Wen Ich den Leuten nimmer dienen kann, So laß mich Gott mit Ruhe schlafen gahn.“

1608 war im Januar eine so grimmige Kälte, daß im ganzen Land die Reben und Nußbäume erfroren und schier alles zugrunde gieng.

1658. Ist zwischen den 13. bis 25. Januarii (Pauli Bekehrung) ein solcher tiefer Schnee gefallen und so lang gelegen, daß bey Mannsgedenkhen nit geschehen, war eine strenge Kälte, daß auch die Vögel aufm Schnee gefunden worden tod liegende. Und hat nit allein an viellen Orten das Gewässer großen Schaden gethan, sondern auch viel Räben und Bäum in unsern sidlichen Ländern erfroren, das Viehe in diesem Thal viel wegen großer Kälte noch in mense Martio mit Thannenrüßern weiden und erhalten müssen.

1659. Ist von Martini (11. November) bis Pauli Bekehrung (25. Januar) eine solche strenge beständige Kälte gewesen, und so viel Eis, daß in der Stadt und auf der Straß bei Mannsgedenken nit war, denn in der Stadt das Eis so hoch aufgefahren, daß der große Eckstein beim Rathhaus nit hat können gesehn werden und der Weg bis nach Collmer, Kaisersperch, als wie in einer Stuben eben gefahren gewessen.

(Aus: Alsatia. Beiträge zur elsässischen Geschichte, Sage, Sitte, Sprache und Literatur. Herausgegeben von August Stöber. Neue Reihenfolge 1868–1872, Colmar 1873)

Hinüber und Herüber

Steigende Arbeitslosigkeit im Elsaß

Zwischen September 2008 und September 2009 gingen im Oberelsaß 8 502, im Unterelsaß 9 422 Arbeitsplätze verloren, wobei die Verluste im Dienstleistungssektor größer sind als in der Industrie. Damit ist das Elsaß auf den Stand von 1999 zurückgefallen. Einer der Hauptgründe dafür ist der Rückgang der Zahl der Grenzgänger.

Broschüre zum Jubliäum

Vor 110 Jahren, am 12. November 1899, wurde nach dreijähriger Bauzeit das Straßburger Hauptpostamt in der damaligen Kaiser-Wilhelm-Straße, heute avenue de la Liberté, feierlich eingeweiht.
Anläßlich des Jubiläums gab die Société d'histoire de la poste en Alsace nun eine Broschüre über die Geschichte dieses neugotischen Bauwerks heraus. Es hatte durch die Bombardierungen Straßburgs im August und September 1944 Schäden erlitten und mußte nach dem Kriege teilweise wiederaufgebaut werden. Eine prachtvolle Treppe erregt immer wieder Bewunderung.

Theaterabend

Das Amt für die Sprache und Kultur des Elsaß (L'office pour la langue et la culture d'Alsace OLGA) veranstaltete am 13. November 2009 in Rappoltsweiler/Ribeauvillé einen Elsässerabend unter dem Motto: „'s Elsässische im Rampenlicht". Rund zwölf Theatergruppen führten bis nach Mitternacht ihre Dialektstücke auf und begeisterten die über 600 Abgeordneten und Vertreter der Wirtschaft und des Kulturlebens, die aus dem ganzen Elsaß gekommen waren.

Ordensverleihung

Der Künstler Tomi Ungerer wurde im November 2009 von Claire Lovisi, der Rektorin der Straßburger Akademie, mit dem Orden der Palmes académiques ausgezeichnet.

Streit um Waldstück

Die lothringischen Gemeinden Raon-lès-Leau und Raon-sur-Plaine wollen sich an das Verwaltungsgericht (tribunal administratif) wenden, um rund 2 000 Hektar Wald zurückzuerhalten, die 1871 an Deutschland gekommen waren und ihnen nach der Unterzeichnung des Vertrages von Versailles 1919 nicht zurückgegeben wurden. Sie gehören heute zur benachbarten unterelsässischen Gemeinde Grandfontaine.
Beide Gemeinden wurden 1871 beim Frankfurter Friedensschluß wie die anderen Gemeinden des Kantons Lörchingen, zu dem sie damals gehörten, an Deutschland abgetreten, auf Grund des Artikels 10 der zusätzlichen Übereinkunft vom 12. Oktober 1871 zum Frankfurter Friedensvertrage aber nach näherer Bestimmung der Beschlüsse der Grenzkommission vom 28./31. August 1872 bis auf einige Teile ihrer Gemarkung wieder an Frankreich zurückgegeben. Die deutsch gebliebenen Teile wurden durch kaiserliche Verordnung vom 1. März 1873 und Verordnung des Reichskanzlers vom 6. März 1873 dem Kanton Schirmeck zugewiesen und mit der Gemeinde Grandfontaine vereinigt.

Hölderlin-Ausstellung in Straßburg

Die 2008 in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart gezeigte Hölderlin-Ausstellung war im März 2010 unter dem Titel „Hölderlin, présence du poète" in der Straßburger Universitätsbibliothek zu sehen. Bei der Eröffnung wurde auf den Einfluß dieses Dichters der Romantik, der auch philosophisches Denken in sein Werk einbrachte, auf die damalige und die heutige kulturelle Landschaft hingewiesen.

Gutenberg-Bibel

Wie in der Zeitschrift „Mainz" jüngst veröffentlicht, hat eine Bibliothekarin der Stadtbibliothek Colmar im Einband eines alten Gebetbüchleins zwei Fragmente einer Gutenberg-Bibel entdeckt. Es handelt sich dabei um Ausschnitte aus dem Buch des Propheten Malachias, auf pergamentartigem Velinpapier gedruckt. Die Seiten wurden wohl 1510 für die Restaurierung des handgeschriebenen Gebetbuches verwendet – rund 60 Jahre nach dem Druck der Gutenberg-Bibel. Das Buch gehörte einem elsässischen Adligen und gelangte während der Französischen Revolution in den Besitz der Stadt Colmar. Ihr seien die für die Gutenberg-Bibel bezeichnenden gotischen Satztypen und die beiden Spalten mit jeweils 42 Zeilen ins Auge gefallen, teilte die Finderin mit.